

Meister Theobaldus, der Goldmacher

Autor(en): **Csermely, Julius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 27

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833341>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meister Theobaldus, der Goldmacher

Von JULIUS CSERMELY

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei, Wien. / Nachdruck verboten

Es war schon spät am Abend. In dem altertümlichen kleinen Universitätsstädtchen war bereits alles in tiefen Schlaf versunken, nur die in den Türmen Wache haltenden Nachwächter und Meister Theobaldus waren noch wach.

Meister Arminius Theobaldus, der berühmte Alchimist, saß in seiner gewölbten, fensterlosen Werkstatt und arbeitete. Die Werkstatt glich eher der Zelle eines uralten Festungskerkers, als einem Zimmer; aus massivem Granit waren die Wände und die einzige Tür war nicht bloß aus schwerem Eichenholz, sondern obendrein auch noch mit fingerdicken Stahlstreifen beschlagen.

Meister Arminius Theobaldus saß beim flackernden Licht dreier Talgkerzen hinter den Destillierkolben, Kesseln und verschiedengeformten Gefäßen. Unter dem einen Kolben brannte mit bläulich-grünem Lichte eine Spiritusflamme; hier badete ein kleiner Kessel in Glühäsche, dort war ein tiegelähnliches Gefäß in heiße Asche gestellt und in allen schmolz oder kochte etwas. Opalfarbige Fette und andere Massen, aber in jede einzelne derselben tropfte der Magister etwas unter ständigem Gemurmel von Zaubervorten.

Denn auch Meister Theobaldus suchte den Stein der Weisen, wie so viele andere, um so viel Gold machen zu können, als ihm nur beliebte.

Aber die Zaubervorte erwiesen sich als wirkungslos und jeder Versuch endete mit einem Mißerfolg. Hier sprang ein Kolben mit lautem Knall entzwei, dort explodierte mit großem Getöse ein Kessel, die im Tiegel befindliche Masse aber zerrann, wie die in einem unreinen Geschirr siedende Milch. Und ein abscheulicher Dampf verbreitete sich im Zimmer, daß der Professor davon ganz betäubt wurde.

«Nur die Hand des Teufels stört mich in meiner Arbeit», rief der Magister zornig. «Er will nicht, daß ich den Stein der Weisen finde und hinter die Kunst des Goldmachens komme.»

Vom Turm der nahen San Michele-Kirche blies der Wächter eben die zwölfte Stunde; es war Mitternacht, die Geisterstunde.

«Du klagst mich ganz ungerechtfertigt an», war jetzt plötzlich hinter seinem Rücken eine krächzende Stimme zu vernehmen, und gleichzeitig verbreitete sich im Zimmer ein würgender Dampf, wie wenn man Schwefel anzündet. «Und blase jene dritte Kerze aus», sprach im selben Atemzug der Ankömmling, ein hagerer Mann mit schwarzem Gesicht und einem roten Mantel.

«Wo bist du hereingekommen?» fragte der Magister. «Ein Fenster gibt es hier nicht, die Türe aber ist mit einem Schlüssel abgesperrt.»

«Vor mir gibt es keine versperrte Türe», sprach der Ankömmling überlegen lächelnd. «Ich kann überall hinein, auch durchs Schlüsselloch.»

«Und warum soll ich denn die dritte Kerze ausblasen?»

«Weil sie mich an die heilige Dreifaltigkeit erinnert. Ich kann die Zahl Drei nicht einmal bei der Kerzenflamme leiden.»

«Dann bist du ja», bemerkte der Magister, «dann bist du vielleicht gar der Teufel.»

«Jawohl, der bin ich, aber du kannst ruhig sein, mein Freund. Heute will ich ausnahmsweise nichts Böses. Und selbst, wenn ich es wollte, würde ich dir nichts zuleide tun, denn die Goldmacher habe ich immer sehr gerne gehabt.»

«Warum?»

«Weil sie in derselben Richtung arbeiten wie ich und meine Gehilfen. Ich arbeite an dem Verderben der Welt, und ganz dasselbe tut auch Ihr, Meister.»

«Aber wieso denn und wodurch? Wir suchen den

Stein der Weisen, dieser wird aber, wenn wir ihn finden, der Welt nur zum Nutzen sein und nicht zum Schaden.»

«Ihr forschet aber auch nach der Möglichkeit, Gold zu machen, nicht wahr? Nun, sobald Ihr diese gefunden habet, gehört die Welt mir. Denn die Unmenge Goldes wird die Welt ins Verderben stürzen. In jenem Augenblick, wo alle Menschen reich sein werden, wird es keine Wohltätigkeit mehr auf Erden geben, und sobald aus der Menschheit die Wohltätigkeit ausstirbt, gehören alle Menschen mir.»

«Drehen wir den Satz um», erwiderte Magister Theobaldus. «Wenn ein jeder reich sein wird, wird es auch keinen neidischen Menschen mehr unter der Sonne geben. Und auch keinen Dieb und keinen Räuber; mit der allgemeinen Wohlhabenheit wird auch eine allgemeine Friedlichkeit in alle Winkel der Erde einziehen. Und die Welt wird glücklich sein wie am sechsten Tage der Schöpfung.»

«Ich will mit dir nicht streiten, mein lieber Freund», sagte der Teufel mit einem selbstbewußten Lächeln. «Was würdest du aber dazu sagen, mein lieber Theobaldus, wenn ich dir zum Beispiel die Macht verleihen würde, soviel Gold zu erzeugen, als du nur willst?»

«Und dafür begehrst du natürlich meine Seele?»
«Nichts begehre ich dafür, bei meinem Satanswort. Nicht einmal den Nagel deines kleinen Fingers, noch weniger deine Seele. Und nun erkläre mir, Arminius Theobaldus: möchtest du von mir die Macht erhalten, soviel Gold machen zu können, als du nur willst?»
«Ja», erwiderte der Magister.

«Nun, so nimm denn dieses Eulenei aus Gold. Das spitze Ende nach vorne haltend, beschreibe damit über irgendeinen Gegenstand drei Kreise: im selben Augenblick wird er sich in Gold verwandeln. Ich sehe hier Holzkohle in der Kiste, mache einen Versuch, Freund Arminius.»

Der Versuch gelang ganz überraschend. Was bisher schwarze Holzkohle gewesen war, verwandelte sich jetzt in glitzerndes Feingold.

Da rannte Meister Arminius hinaus aus dem Haus, hinunter auf die Straße. Und er ließ Sturm läuten und er brüllte aus voller Kehle: «Heureka! Wer will Gold haben? Zentnerweise kann ein jeder es haben, er möge nur kommen.»

Und das Volk lief zusammen und Meister Arminius Theobaldus führte die Menschen hinunter an das Ufer des Flusses und er verwandelte die Steine in Gold. Und er sagte zu den Leuten: Ein jeder kann sich nehmen, soviel ihm gut dünkt.»

Sie ließen es sich natürlich nicht zweimal sagen. Schüssel, Körbe, Markttaschen, alles, was es nur im Hause gab, Säcke, Truhen schaufelten die Menschen voll mit Gold und schleppten es übergücklich nach Hause. «Es gibt keine Armut mehr, nur Reichtum gibt es», brüllten sie. «Die Welt ist vom Elend erlöst.»

Und sie feierten die ganze Nacht den Meister und in jedem Haus gab es mehrere Tage ein fröhliches Gelage. Es gab kaum eine einzige Familie in der ganzen Stadt, die nicht ihren ganzen Vorrat aufgegessen hätte. Im Hause des Magisters blieb nicht eine Handvoll Mehl, nicht ein Löffel Fett in der Kammer.

Und eines Tages, als der Magister gegen Mittag erwachte und einen großen Hunger verspürte, erzählte ihm seine Frau, sie habe niemanden, zum Krämer hinunter zu schicken, denn das Dienstmädchen hätte den Posten verlassen. — «Zu was soll sie dienen und arbeiten?» hat sie gesagt. «Auch sie selbst hat Gold, fünf Säcke voll. Es wird ihr fürs ganze Leben genügen, sie wird doch also nicht so närrisch sein, sich zu schinden», hat sie gemeint.

«Dann gehe also du selbst hinunter, Angela», bat der Professor seine Frau, «und hole Milch und Brot. Ich habe einen großen Hunger... und auch Fleisch kannst du gleichzeitig bringen.»

Die Frau ging und sie kam auch bald wieder zurück — leer. «In der Stadt sind sämtliche Geschäfte gesperrt», berichtete sie ihrem staunenden Gatten. «Niemand will etwas verkaufen, dabei drängen sich die Käufer gleichsam vor den Läden.»

Daraufhin begab sich der Meister selbst hinunter und er wollte vor allem Brot kaufen. Da aber die Geschäftstür versperrt war, trat er durch das Haustor ein, so kam er zu dem Bäcker.

Dieser aber lachte den Professor aus, als er ihm einen Haufen Goldes vorlegte und dafür Brot verlangte. «Dafür soll ich Ihnen Brot geben?» sprach der Bäcker, den Magister bedauernd. «Gold habe ich auch selbst genug; so viele Mehltruhen ich nur habe, sind alle bis zum Rand mit Gold angefüllt. Sie müssen schon etwas anderes bringen, dann werde ich Ihnen Brot geben, aber für Gold gebe ich nicht ein einziges Körnchen.»

So sprachen auch die anderen in der Stadt, und auch der Milchhändler und der Fleischhauer sprachen so. Für Gold wollte niemand verkaufen, alle verlangten andere Wertgegenstände.

«Aber ich bin hungrig», bat der Professor, «und auch meine Frau und meine Kinder sind hungrig. Wenn Sie mir also nicht für Gold verkaufen, dann geben Sie mir umsonst einige Pfund Brot.»

«Umsonst?» rief der Bäcker lachend. «So dumm bin ich wirklich schon nicht. Und warum soll ich jemandem umsonst geben, der ebenso reich ist, wie ich?»

«Aber schauen Sie doch, guter Mann», flehte der Magister weiter, «Sie verdanken doch Ihren Reichtum nur mir, nicht wahr? Und da werde ich doch von Ihnen einen Bissen Brot verdienen!»

«Sie würden verdienen, daß ich Sie totschiße», fuhr der Bäcker den Magister grob an. «Sie haben mir zu einem schönen Reichtum verholfen, das muß ich sagen! Was nützt mir das viele Gold, wenn der Fleischhauer, der Selchmeister und der Milchhändler ebenfalls solches hat und diese mir nicht ein Lot Fleisch oder Schmalz geben. Ich kann mein Brot fressen, solange ich habe, dann kann ich samt meiner Familie Hungers sterben.»

Der Magister ging fort; kaum war er aber auf die Straße getreten, da fielen all die verzweifelten Menschen über ihn her und besonders die früheren Bettler schlugen auf ihn ein. «Bisher haben wir wenigstens Brot bekommen», schrien sie wütend, «jetzt, da nun auch wir reich geworden sind, fallen wir fast um vor Hunger... da hast du!»

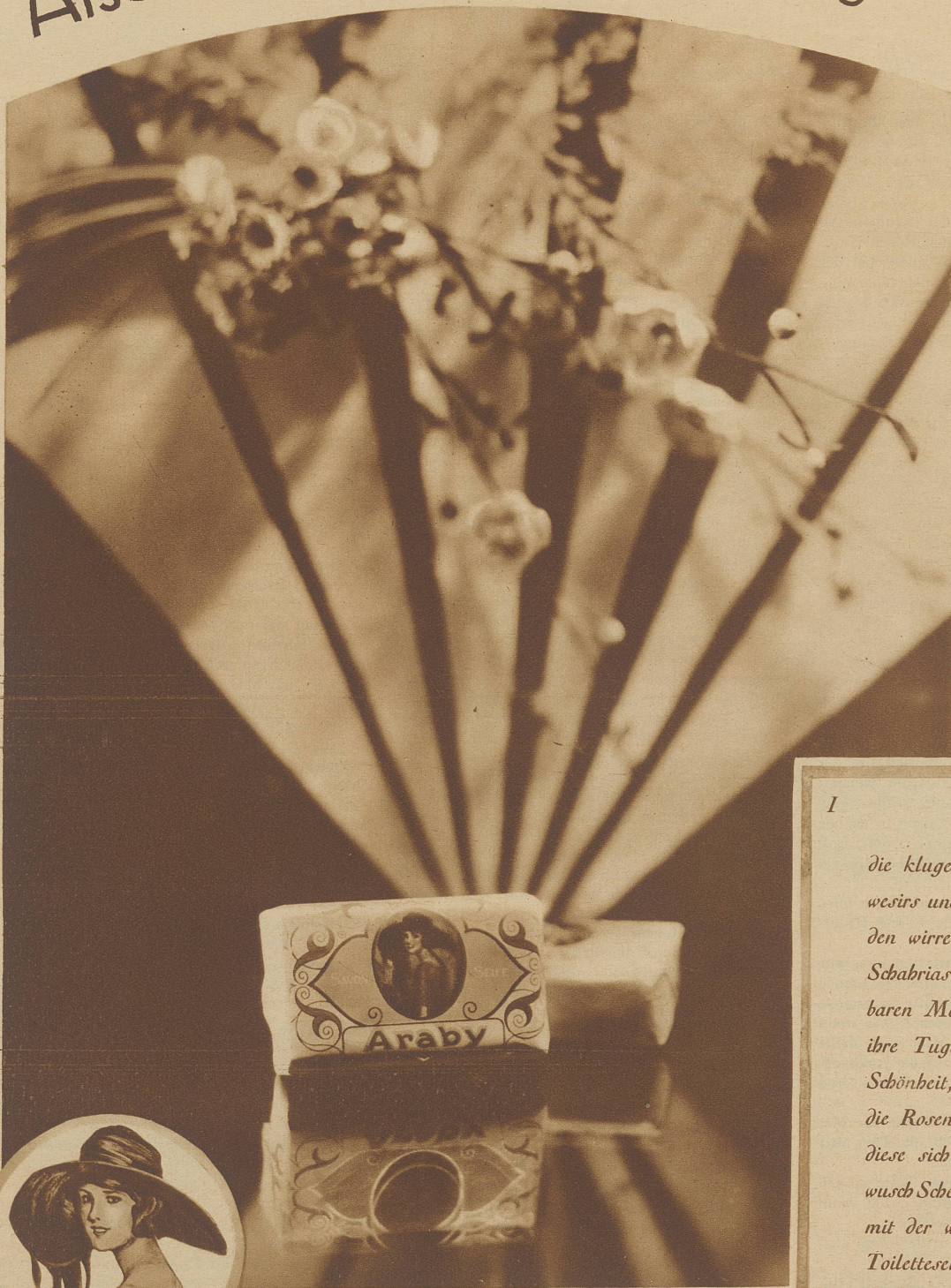
Und sie bearbeiteten ihn mit ihren Stöcken und hieben auf den Rücken des vor einigen Tagen noch gefeierten Magisters los.

«Hilfe!» brüllte der Professor und auf sein Geschrei — kam seine Frau in die Werkstatt hineingestürzt. «Was ist dir denn, Arminius?» fragte sie außer Atem. «Hat dich jemand überfallen... hier ist doch nicht eine Seele?!»

Der Magister schaute sich um... so war es denn nur ein Traum gewesen? Nicht die Bettler haben ihn verfolgt, sondern die Gase haben ihn bloß betäubt und er hat geträumt?

Er beruhigte die Frau und schickte sie hinaus, Meister Arminius Theobaldus aber — setzte seine Arbeit dort fort, wo er sie unterbrochen hatte, denn der Mensch ist nun schon einmal so, daß er von dem ihn beherrschenden Gedanken nicht locker läßt, auch dann nicht, wenn dieser Gedanke bloß eine fixe Idee ist.

Also erzählte Scheherezade



I

die kluge Tochter des Großwesirs und heilte in 1001 Nacht den wirren Sinn des Sultan Schabrias durch ihre wunderbaren Märchen. So groß wie ihre Tugend war auch ihre Schönheit, herrlich blühend wie die Rosen von Schiras. Wie diese sich im Tau baden, so wusch Scheherezade sich täglich mit der wunderbaren Araby-Toiletteseife, die damals schon diesen heute allbekanntesten Namen trug.

Araby

die feine Toilette - Seife